



**Aus Freude am Lesen**

Obwohl Felix Quinn mit der Liebe seines Lebens verheiratet ist, hat er eine große Obsession: die Eifersucht. Eines Tages lernt er zufällig Marius kennen – und plötzlich ist Felix wie besessen von diesem Mann und plant sein eigenes Betrogenwerden, das Fremdgehen seiner Frau mit Marius. Anfangs malt er ihn sich nur als Hauptfigur in einer Fiktion voller Wollust aus – Marius' Hände auf dem Körper seiner eigenen Frau Marisa –, doch dann wünscht er sich, dass die Fiktion Wirklichkeit wird. Über viele Monate hinweg studiert er den Auserwählten, seine Interessen, Gewohnheiten, Vorlieben. Bis der Tag kommt, an dem Felix die beiden einander endlich begegnen lässt.

HOWARD JACOBSON, 1942 in Manchester geboren, ist Autor zahlreicher Romane und Sachbücher. Jacobson zählt zu den renommiertesten Schriftstellern Großbritanniens, er hat schon viele literarische Ehrungen für seine Romane erhalten. Für »Die Finkler-Frage« wurde er mit dem Booker-Preis ausgezeichnet, dem wichtigsten Literaturpreis der englischsprachigen Welt. »Liebesdienst« ist der zweite Roman, der von Howard Jacobson auf Deutsch erscheint.

HOWARD JACOBSON BEI BTB  
Die Finkler-Frage (74591)

Howard Jacobson

# Liebesdienst

Roman

*Aus dem Englischen  
von Thomas Stegers*

**btb**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»An Act of Love« bei Jonathan Cape, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2014,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2008 by Howard Jacobson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Deutsche-Verlagsanstalt, München, in der Verlagsgruppe  
Random House GmbH

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München, nach einem  
Entwurf von Lübbeke Naumann Thoben

Umschlagfoto: © plainpicture/Millennium

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74769-6

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

Für Jenny – mein Ein und Alles



»Das Sinnenfieber ist nicht das Verlangen zu sterben. Ebenso ist die Liebe nicht das Verlangen, das geliebte Wesen zu verlieren, sondern das Verlangen, in der Angst um seinen möglichen Verlust zu leben, am Rande der Ohnmacht, an dem es den Liebenden festhält: Allein um diesen Preis können wir angesichts des geliebten Wesens die Gewalt des Entzückens verspüren.«

Georges Bataille, *Die Erotik*

»Ich werde dir erklären ..., was wahre Liebe ist. Es ist blinde Ergebenheit, bedingungslose Selbsterniedrigung, völlige Unterordnung, Vertrauen und Glauben wider eigenes besseres Wissen und das der ganzen Welt, und es bedeutet, dass du Herz und Seele dem hingibst, der dich vernichtet – so wie ich es getan habe!«

Charles Dickens, *Große Erwartungen*





## Prolog

Vier Uhr war allen recht – der Ehefrau, dem Ehemann, dem Liebhaber.

Vier Uhr: Wenn in der Stadt die Zeit auf ihrer Achse kipzelt, der Tag noch nicht vorbei, die Triebwerke des Abends gerade erst angelaufen sind.

Die Übergabestunde, wie Marius sie gerne nannte.

Marius, der Zyniker. Marius, der die Ansicht vertrat, die natürliche Auslese strafe Gott, und die Menschheit strafe die natürliche Auslese Lügen. Marius, der keine großen Abenteuer mehr für sich erwartete, nicht einmal das letzte Abenteuer, das dem modernen Menschen noch blieb – die ekstatische, maßlose, ungehörige, alles verschlingende Liebe. Marius, der sich rühmte, über jede Enttäuschung oder Überraschung erhaben zu sein, da von keinem Menschen etwas zu erwarten war, am wenigsten von ihm selbst. Marius, der Mann mit dem gebrochenen Herzen.

Er war fünfunddreißig – obwohl er älter aussah und älter klang –, beängstigend lang und hager, mit einem Gesicht wie verwüstet von einer Umweltkatastrophe: Weltuntergangsaugen, erodierte Wangen, der Mund ein rauhes, vertrocknetes Flussbett. Frauen fanden ihn attraktiv, wobei sie irrtümlich die eigene Labilität auf ihn übertrugen. Genau wie ich, obwohl ich in jeder Hinsicht das Gegenteil von ihm war. Ich war der Ekstatiker, den die Welt, dachte er, abgeschrieben hatte. Ich bin derjenige, den die Liebe verzehrt.

Heute sind wir alle Fundamentalisten, ob Gläubige oder Atheisten. Inbrunst muss sein, wobei auch immer. Marius diente am Altar des Unglaubens, ich am Altar des Eros. Jedem seinen Gott.

Glaube, heißt es, macht stark. Mein Glaube war von anderer Art. Ich glaubte, um schwach gemacht zu werden. In der Schwäche fand ich, Flagellant der Liebe, meine Einmaligkeit.

Vier Uhr also. Die Übergabestunde. Ein Ausdruck von solcher Schamlosigkeit, dass es mir fast den Atem verschlug, mir auszumalen, was sich Marius darunter vorstellte.

Wer hier was übergab, ist keine Frage, die sich in einem Satz beantworten lässt, wenn überhaupt. Die Schönheit eines obszönen Kontraktes liegt darin, dass jeder etwas davon hat.

Die Ehefrau, der Liebhaber, der Ehemann.

Ich war der Ehemann.

## 1 Marius

»Da ist er. In seinem mit dunklem Zobel verschwenderisch ausgeschlagenen schwarzen Samtrock, ein schöner, übermütiger Despot, der mit Menschenleben und Menschenseelen spielt. Er steht im Vorsaal, sieht stolz umher und lässt seine Augen unheimlich lange auf mir ruhen.

Mich fasst unter seinem eisigen Blick wieder jene entsetzliche Todesangst, die Ahnung, dass dieser Mann sie fesseln, sie berücken, sie unterjochen kann, und ein Gefühl von Scham seiner wilden Männlichkeit gegenüber, von Neid, von Eifersucht.«

Leopold von Sacher-Masoch, *Venus im Pelz*



Zum ersten Mal erblickte ich Marius auf einer Beerdigung, lange bevor ich auch nur dunkel ahnte, dass ich Verwendung für ihn hätte, beziehungsweise er für mich. Ein Dorffriedhof in Shropshire und ein typischer Morgen am Wrekin, wie sie der Dichter Housman verewigt hat, strömender Regen auf Fels und Hügel, vom Sturmwind gekrümmte Schösslinge, ein trübsinniger, triefnasser Morgen, an dem man lieber tot als lebendig wäre. Mir machte es nichts aus, ich kam von woanders her. Ich konnte in Gummistiefel schlüpfen, bevor ich das Hotel verließ, einen Schirm aufspannen, ertragen, was ertragen werden musste, und wieder verschwinden. Andere am Grab Versammelte lebten freiwillig in dieser trostlosen Gegend. Fragen Sie mich nicht, warum. Um an ihrer eigenen vorzeitigen Grablegung mitzuwirken, vermute ich mal. Um mit dem Leben fertig zu sein, bevor das Leben mit ihnen fertig war.

Was für eine Lust auf Schmerz. Was für eine apokalyptische Ungeduld. Ich meine nicht nur in Shropshire, obwohl Shropshire vielleicht stärker damit geschlagen ist, ich meine, überall. Her mit der schmutzigen Bombe, rufen wir und veröffentlichen Bauanleitungen dafür im Internet. Blast, Winde, dass die Backen platzen! Wir verwüsten die Erde, errichten unser Zelt am Fuß eines schmelzenden Eisbergs oder eines brodelnden Vulkans, wir sonnen uns auf der Bahn eines Tsunamis. Wir können es nicht erwarten, dass alles vorbei ist. Masochisten, die wir sind.

Dabei hätten wir längst ein Mittel, exquisit zu leiden und dennoch am Leben zu bleiben, wenn wir nur wüssten, wo wir suchen sollen. In unseren Betten zum Beispiel, den geliebten Menschen neben uns.

Liebe hemmungslos, und aller Schmerz steht dir offen.

Ein Gedanke freilich, den ich seinerzeit in der Form noch nicht artikuliert hatte, da ich die Frau, die meine Peinigerin werden sollte, noch nicht kennengelernt, noch nicht geheiratet und noch nicht Herz und Verstand an sie verloren hatte. Marisa kam später, doch habe ich in dem vegetativen Dunkel, das ihr vorausging, nie gezweifelt, dass meine Haut in Vorbereitung auf eine wie sie dünner wurde. Im Nachhinein ist man immer klüger, und Marisa kann als die Erfüllung meiner Sehnsüchte gelten, als die Frau, für die ich mich aufgehoben habe. Trotzdem waren meine Liebesbeziehungen, bevor ich sie kennenlernte, selbstverständlich nie nur vorläufige. Jedes Mal, wenn ich Herz und Verstand verloren hatte, glaubte ich, es sei für immer. Kaum jedoch hatte ich mein Gleichgewicht wiedererlangt, wusste ich, dass die Frau, die mich wirklich fertigmachen, der ich mit Haut und Haaren verfallen würde, wie ich zuvor noch nie jemandem verfallen war, die Frau, die einen Besessenen aus mir machen würde, noch irgendwo auf der Welt herumlief und auf ihre Vollendung wartete, so wie ich auf meine. Daher rührte vermutlich mein Interesse an Marius, noch bevor ich die Rolle, die er bei diesem Prozess der Vollendung spielen sollte, voll erfasste. In ihm dürfte ich das pornografische Komplement meiner noch unausgegorenen Gelüste erkannt haben.

An seinem Verhalten während der Beerdigung ließ sich unmöglich ablesen, ob er zu den nächsten Angehörigen zählte oder nicht. Er hatte etwas traurig Schmollendes, mit einem Schal um den Hals und pechschwarz gewandet wie Hamlet; doch obwohl er der Witwe – einer mir Unbekannten, der wie einer gefallenen Frau aus einem viktorianischen Roman der Ruch eines uralten, schmachvollen Skandals anhaftete – auffällig Beistand leistete, hatte ich nicht den Eindruck, dass er der Sohn des Verstorbenen war. Sein Kummer, so es denn Kummer war, war von anderer Art. Wenn ich es in ein Wort fassen müsste, würde ich sagen, es war Missgunst, als wäre er der Meinung, die Trauernden weinten um den

Falschen. Es gibt Männer, die sind eifersüchtig auf Beerdigungen und wünschen sich, sie stünden statt der Toten im Mittelpunkt; als solcher Typ Mann erschien mir Marius.

Ich kannte den Verstorbenen und hatte geschäftlich ein wenig mit ihm zu tun gehabt. Er war Literaturprofessor mit einer großen Bibliothek, und ich war aus London angereist, um ihren Wert zu schätzen. Unsere Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis. Die Bibliothek war schlecht geführt, und die Bücher zerfielen zu Staub, noch ehe ich einen Preis ermittelt hatte. Es war ein eher zufälliges Ereignis, denn eigentlich wollte sich der Professor gar nicht von seinen Büchern trennen, ganz gleich in welchem Zustand sie sich befanden. Er war ein rührender Mensch, wie aus Zeit und Raum gefallen, der mit der Piepsstimme eines Mäuschens gegen die Grausamkeiten des Lebens protestierte. Ein vom Leben Enttäuschter, und nun auch vom Tod. Doch hatte ich ihn nicht so gut gekannt, dass ich mich bei Familie oder Freunden nach dem Schwarzen Prinzen hätte erkundigen können, und aus eigenem Antrieb seine persönliche Bekanntschaft zu suchen, stand außer Frage. Er war so hartnäckig gegen Augenkontakt und Annäherung durch andere Personen abgeschirmt wie die Leiche.

Als ich ihn später beobachtete, in dem kleinen geheizten Gemeindezentrum des Dorfes, in das wir nach dem Trauergottesdienst, windgeduckt wie die Schösslinge, marschiert waren, fragte ich mich, ob vielleicht das trübe Wetter schuld an seiner Erscheinung am Grab gewesen war – so wenig in sich gekehrt war er jetzt, seines Mantels, seines Schals und, wenn mich nicht alles täuschte, der Witwe entledigt. Heiter wäre zu viel gesagt, aber er war auf lebhafteste Weise unnahbar und nicht mehr nur unnahbar. Von ihm schien ein kaltes Feuer auszugehen, wie Funken von einer Wunderkerze.

Er war hübsch, wenn man große, falkenartige Männer als hübsch bezeichnen kann. Als Mann, der selbst nichts Raubtierhaftes an sich hat, fühlte ich mich durch ihn eingeschüchtert.

Aber das gehört ja zum Hübschsein dazu: dass man anderen Furcht einflößt.

Er stand an einem Tisch mit Würstchen und Fleischpasteten, versperrte anderen den Weg und flirtete eisig mit zwei hündchenhaften Mädchen, die ich, einzig und allein aus dem Grund, weil er sie offenbar auseinanderbringen wollte, für Schwestern hielt. Er vermittelte den Eindruck, ob zutreffend oder nicht, als wäre er bereit, jede Grenze zu überschreiten, wenn er damit nur düsteres Unheil stiften konnte. Dieser Eindruck war es auch, der mich zu der Überlegung brachte, ob die Mädchen überhaupt schon so alt waren, dass man dermaßen freizügig mit ihnen sprechen durfte. Wie alt sie tatsächlich waren, wusste ich nicht – wenn man selbst keine Kinder hat, und mir liegt nicht an Fortpflanzung, verliert man die Fähigkeit, Zwölfjährige von Siebenundzwanzigjährigen zu unterscheiden –, aber sie trugen den unverhohlenen ordinären Ausdruck von Mädchen zur Schau, die genau wissen, dass sie einen ins Gefängnis bringen können.

Obwohl Marius ihnen einerseits das Gefühl gab, er widme ihnen seine ganze Aufmerksamkeit, sie allein kämen in den Genuss seines funkelnden Geistes, gelang es ihm zugleich, sie der versammelten Gemeinde gegenüber als Last erscheinen zu lassen, so als wäre er durch ihre Langweiligkeit dazu verdonnert, seine Zeit mit diesen jungen Dingern, mit schwarzem Lippenstift und Nasenringen zu vergeuden. Kann sein, dass ich sein Verhalten missdeutete. Vielleicht hatte ihn die Beerdigung zutiefst erschüttert, vielleicht war er verzehrt von Trauer, und nur indiskreter Umgang mit dem Jungen und Provokativen konnte sie lindern.

Was sahen die beiden in ihm, fragte ich mich, das die übliche Gleichgültigkeit, die junge Mädchen gegenüber erdrückend geistreichen, doppelt so alten Männern sonst empfinden, außer Kraft setzte? Sie lachten mit einer Ergebenheit, die auf einem Debütantinnenball als schamlos gegolten hätte, von einem Leichenschmaus ganz zu schweigen. In der glühenden Gewissheit,



seine großäugige Zuwendung sei von einer Unverfrorenheit, die eine entsprechend kühne Reaktion verlangte, streckten sie ihm ihre bloßen, erröteten, gefährlich buhlenden Koboldgesichter entgegen.

Urplötzlich, als befürchtete er eine Szene, beendete er das Spiel und rief sich in Erinnerung, was er dem lieben Verstorbenen und seiner Witwe schuldete, mochte die Konversation der übrigen Gesellschaft auch noch so langweilig sein. Kurz bevor er sich von den beiden Mädchen trennte, ertappte ich ihn allerdings noch dabei, wie er mit den Lippen ein paar Worte formte – halb verdeckt, halb offen. Ich jedenfalls hatte keine Schwierigkeit, das Gesagte zu verstehen, wobei ich mir zugegebenermaßen kaum eine Gelegenheit entgehen lasse, Unschicklichkeiten hineinzulesen, wo gar keine beabsichtigt waren. In diesem Fall war es jedoch eindeutig.

»Vier Uhr«, sagte er, ohne einen Ton von sich zu geben.

Was war das? Eine Verabredung nach der Schule?

Vier Uhr.

Die Zitterstunde.

Falls es wirklich ein heimliches Rendezvous war, würde er es nicht einhalten – so meine Vermutung. Die Minderjährige schon, wahrscheinlich sogar beide. Sie würden sich gegenseitig anstacheln, während sie an der Ecke standen, an die Marius sie bestellt hatte; alle zwei Minuten würden sie ihre Rüschenärmel hochschieben, um auf ihre Micky-Maus-Uhren zu schauen, und in ihre Taschentücher kichern, während unter ihren Blazern ihre breiweichen Herzen pochten. Aber Marius würde nicht kommen. Was er von den Mädchen wollte, hatte er sich bereits genommen.

Schwer zu sagen, nach so einer flüchtigen Begegnung, bei der ich ihn die meiste Zeit nur von hinten sah, woran man einen Libertin erkennt, der ein Feuer entfacht, ohne das Auflodern

abzuwarten, der letztlich lieber einen sexuellen Gefallen verwehrt als gewährt. Vielleicht zeichnet sich diese besondere Form des Sadismus in der Krümmung der Wirbelsäule ab. Vielleicht sehe ich auch nur das, was ich sehen will. Wie auch immer, ich spürte im Voraus den »Stachel seiner Missachtung« – ich bediene mich einer Redewendung von Leopold Bloom, Bloomuponwhom, dem Schutzpatron der Unterworfenen und Betrogenen – so deutlich, wie ihn die Mädchen um vier Uhr an jenem Tag, an jenem Ort zu spüren bekommen haben werden, an dem Marius sie versetzte.

Sexuelle Erniedrigung – mein Terrain. Damit kenne ich mich aus. Ich bin Connaisseur. Über den Unterschied zwischen einem Stachel und einem Stich könnte ich eine ganze Abhandlung schreiben, tausend Seiten lang und in Dutzend Sprachen, davon einigen toten. Dies rührt, teilweise jedenfalls, von einer ausführlichen und möglicherweise allzu zweckbestimmten Lektüre einer besonderen Kategorie klassischer Romane her (englischen, französischen, russischen etc.), deren Thema die Demütigung ist. Ich wäre geneigt zu fragen, ob es überhaupt andere Kategorien des klassischen Romans gibt. Aber ich akzeptiere, wenn auch mit Verwunderung, dass manche Leser Bücher aufschlagen, um sich von außergewöhnlichen Ereignissen verzaubern oder von prosaischen Heldentaten anrühren zu lassen. Ich muss ohne ein Faible für Heldentum oder Krimis auf die Welt gekommen sein.

Mir ging es bei meiner Lektüre immer nur um eins: um Liebe und um Liebesleid.

★

Die Liebe quälte mich.

Ich mache keinen Unterschied zwischen Literatur und Leben. Bei den Geschichten, die ich als Frühreifer verschlang, fühlte ich mich unweigerlich zu den schmerzvollen hingezogen – zu den Nöten des jungen Werther und des älteren Alexej Alexandro-

witsch Karenin, zur empfindsamen, jungenhaften Reizbarkeit eines Julien Sorel und zur zutiefst weiblichen, kontemplativen Traurigkeit einer Anne Elliot. Im Leben war es für mich nicht anders. Ich kam liebeskrank auf die Welt – voll unerwidelter Gefühle, hochsensibel, rasend eifersüchtig, mit einer morbiden Sehnsucht, mein Herz zu verschenken, lange bevor da jemand war, an den ich es hätte verschenken können.

Dass auch ich verschmäh, vor Gram vergehen würde wie die Heldinnen und Helden in meinen Büchern, daran zweifelte ich nie.

Das erste Mädchen, das ich mit Fug und Recht als meine Freundin bezeichnen konnte – das erste Mädchen, deren Finger ich zwischen meine flechten durfte –, betrog mich schon bei unserer zweiten Verabredung. Wir gingen zusammen ins Kino, und zweieinhalb Stunden später verließ sie es mit einem anderen. Wie und wo sie ihn aufgetrieben hatte, da scheinbar nur sie und ich in der Dunkelheit saßen und ich ihre Hand keine Sekunde losließ; was sie in ihm sah, als sie ihn ohne Licht wer weiß wo fand; warum sie ihn mir vorzog; was mir fehlte, oder was ich falsch gemacht hatte, das ihr Verhalten und die Grausamkeit, es mich so deutlich spüren zu lassen, hätte erklären können – ich wusste es nicht. Ich war fünfzehn, sie ebenfalls. Sie hatte welliges schwarzes Haar, Augen wie eine Wahrsagerin und lange schlanke, braune Arme, die sich in meiner Fantasie zweimal um mich schlangen. Sie hatte vorher schon geküsst, ich nicht. Aber sie stammte aus einer Lehrerfamilie – ihr Vater unterrichtete an der Royal Academy of Music –, und sie hatte gesagt, sie würde mir gerne das Küssen beibringen. Jetzt brachte sie es leider jemand anderem bei, das und noch mehr.

Wochenlang stellte ich mich nach der Schule vor ihr Haus, in der Hoffnung, sie würde sich umstimmen lassen, ihren Fehler erkennen, durch ein Gespräch oder schon durch meinen bloßen Anblick; aber sie zeigte sich nie, nicht mal am Fenster. Ich hoffte darauf, dass wenigstens ihr Vater mal herauskommen würde. Als

Cellolehrer hätte er bestimmt meine Verzweiflung verstanden, aber auch er kam nie. Schließlich erschien ein Mädchen, wahrscheinlich Faiths Schwester, vor dem Haus, um mir die Situation zu erklären. »Faith sagt, dass sie jetzt mit Martin zusammen ist. Du möchtest bitte nach Hause gehen und sie in Ruhe lassen.«

Ich stellte meine Schultasche ab, als wollte ich dort Wurzeln schlagen. Was erwartete ich? Dass sich die Erde aufatmet und mich verschlang? Dass Faith die Worte ihrer Schwester zurüchnahm? Einen Blick auf Martin, der mir wenigstens vor Augen führte, was mir fehlte?

Die Schwester war vermutlich vom Anblick verschmähter Liebe gerührt, denn sie schlug einen versöhnlicheren Ton an. »So was passiert nun mal. Du wirst schon darüber hinwegkommen.«

Ich bin nie darüber hinweggekommen. Mein Leiden an dem Verlust von Faith stand in keinem Verhältnis zu dem, was ich bei unseren nur zwei Verabredungen und zwischendurch, wenn ich an sie dachte, für sie empfunden hatte. So sagte es mir die Vernunft. Aber die Vernunft war keine Hilfe. Gegen Eifersucht hilft überhaupt nichts. Ich fing an, ihre Schönheit zu idealisieren. Ihre Arme wurden noch länger und schlanker. Ihre Küsse, eigentlich nur zaghaft und zahnlos, waren jetzt tiefer und leidenschaftlicher, unergründlich wie das Meer und verzweifelt wie die einer Ertrinkenden, nur schwamm jetzt jemand anders in diesem Meer, und ich war derjenige, der ertrank. Ich konnte nicht mehr essen. Meine schulischen Leistungen ließen nach. Ich hatte Kopfschmerzen. Ich hegte Mordgedanken, die sich nicht gegen Faith oder Martin richteten, sondern gegen mich selbst. Hätte ich mehr von dem gehabt, was Mädchen von Jungen erwarten, wäre mir das nicht passiert. Jetzt war es zu spät, sich dieses geheimnisvolle Etwas anzueignen, denn es gab keine Zukunft, in der ich es praktisch hätte anwenden können.

Ich suhlte mich in meinem Schmerz. Ich erforschte ihn, schliff ihn immer feiner, bis zwischen meinem Herz und mir kein Fetzen Haut mehr übrig war. War es Faith, die mir fehlte, oder

war ich es selbst, die Person, die ich war, als sie ihre wunderbaren Arme zweifach um mich schlang? Woher genau rührte der Schmerz – waren es die Küsse, die mir geraubt worden waren, noch ehe sie recht angefangen hatten, oder war es die Kränkung, dass sie Martin mir vorgezogen hatte? Was gefiel ihr an ihm? Was gefiel ihr nicht an mir? Was war es, was war es, was war es ...?

Danach – in dem Danach, das ich nie für möglich gehalten hätte – wurde ich vorsichtig und achtete sorgsam darauf, niemals jemanden so zu verletzen, wie ich verletzt worden war, niemals ein Kino mit einer anderen zu verlassen als der, mit der ich es betreten hatte, und beim Küssen niemals durchblicken zu lassen, dass ich lieber eine andere geküsst hätte. Wie man Eifersucht überlebt, wurde zur Frage meines Lebens. Wie kann man akzeptieren, dass derjenige, den man liebt, die Liebe nicht erwidert? Wie kann man es aushalten, dass ein anderer die Küsse der Geliebten bekommt? Wie kann man damit fertig werden, wenn man verlassen wird? Wie findet man sich damit ab, dass man ungeliebt ist und ungeliebt bleiben wird, ausgestoßen, nicht, weil man selber nichts taugt, sondern weil man dem Glück zweier anderer im Wege steht; dass man bis in alle Ewigkeit einsam bleiben muss, damit die beiden anderen bis in alle Ewigkeit zusammenbleiben können?

»Du kennst ja mein Motto«, sagte mein Vater, eingehüllt in eine Wolke aus Zigarrenqualm. »Wenn du einen Bus verpasst, dann warte auf den nächsten.«

Er war von meinem Flennen angewidert, und ich fand ihn ganz und gar abscheulich.

»Was nützt mir der nächste Bus, wenn mich der erste überfahren hat?«, entgegnete ich.

Er zuckte die Achseln. »Die paar Knochenbrüche«, sagte er. »Was soll's.«

»Knochenbrüche!«

Meine Mutter war mitfühlender, wenn auch keine größere Hilfe. Ich suchte sie nie in ihrem Zimmer auf, Ort ihres per-

sönlichen stillen Kummers, solange ich denken konnte, denn auch sie war eine Verlassene. Aber eines Morgens kam sie zu mir, als ich untröstlich und bewegungslos auf meinem Bett lag, an die Decke schaute, meine Traurigkeit pflegte, die sich mit jedem Tag häuslicher in meinem Körper einrichtete, ein Fluss aus geschmolzenem, saurem, glutheißem Honig, der mit träger, trügerischer Süße durch meine Adern strömte.

»Ist das immer so?«, fragte ich sie.

»Dass man betrogen wird?«

»Die Liebe.«

Sie überlegte einen Moment, schlang ihren Morgenrock aus Brokatstoff enger um sich. Meine Mutter war mir immer wie eine Frau aus einer anderen Zeit erschienen, in ein früheres Jahrhundert verbannt. »Wie gern würde ich dir sagen, dass es nicht so ist«, antwortete sie. »Aber du wirst eine andere finden, und dann wirst du vergessen, was diesmal passiert ist.«

»Und wenn es wieder passiert?«

Sie berührte meine Hand, eine ungewöhnlich warmherzige Geste für unsere Familie, in der Berührung für Unschicklichkeiten oder Zurückweisungen reserviert war. »Vielleicht hast du Glück«, sagte sie. »Vielleicht passiert es nicht wieder.«

»Was kann ich dafür tun, dass es nicht wieder passiert?«

»Lerne die Nächste etwas weniger zu lieben. Oder jedenfalls etwas weniger in sie zu investieren.«

»Aber wäre das dann noch Liebe?«

»Tja«, sagte sie und stand auf. »Das ist die große Frage.«

Ich mochte erst fünfzehn sein, aber die Antwort auf die große Frage kannte ich bereits. Wenn man lieben wollte – und nichts anderes wollte ich –, dann musste man willens sein, die Symptome und die Begleiterscheinungen der Liebe in seiner Seele freudig zu empfangen: Die Angst vor Betrogenwerden konnte genauso mächtig sein wie die Angst vor dem Tod; Eifersucht, die sich bis ins Knochenmark hineinfräß; eine panische Furcht vor Verlust, die kein noch so großes Maß an Vertrauen zu

lindern vermochte. Verlust – Verlust, der so sicher auf Gewinn folgte wie der Tag auf die Nacht, so denn je wieder Tage auf Nächte folgen sollten. Man liebte nicht nur in der Erwartung, den anderen zu verlieren, sondern *um* zu verlieren – so hatte ich es aus meinen Lieblingsbüchern gelernt, und jetzt, da ich es an der Wirklichkeit erprobt hatte, wusste ich, dass sie recht hatten. Man liebte, um zu verlieren, und je mehr man liebte, umso mehr verlor man. Angst und Eifersucht waren keine Spaltprodukte der Liebe, sie waren die Liebe an sich.

Der Fluss aus geschmolzenem Honig strömte durch meinen Körper, als hätte er dort sein natürliches Bett gefunden und würde es niemals verlassen.

Wie gut, dass es wenigstens etwas gab, das mich niemals verlassen würde.

\*

Nach der Beerdigung fuhr ich nicht wie geplant mit dem Zug zurück nach London. Aus einer Eingebung heraus blieb ich in Much Wenlock. Obwohl es Samstagabend war, verspürte ich keine Lust, in die Stadt zu fahren. Ich bestellte Sandwichs und aß sie im Hotelzimmer. Alles in dem Hotel war schief. Die Sandwichs rutschten vom Tablett. Meine Bierflasche rutschte vom Nachttisch. Und um zu verhindern, dass auch ich noch aus dem Bett rutschte, musste ich mich an der Matratze festhalten.

Aber die Schrägheit passte zu meiner Stimmung. Ich war ziemlich durcheinander.

Sonntägliche Kirchenglocken weckten mich. Höhnisches Sonnenlicht fiel durch die Gardinen ins Zimmer. Der alte Mann war unter der Erde, jetzt konnte das Leben wieder beginnen. Ich beschloss, den Sonnenschein auszunutzen, vermutlich den einzigen, den Shropshire in den nächsten tausend Jahre zu sehen bekam, und zog mich rasch an. Ich wollte frühstücken, aber nicht das Risiko eingehen, dass mir mein Spiegelei auf den Schoß rutschte, also begab ich mich auf die Suche nach einem Café.

Danach bummelte ich ein bisschen durch die Stadt, sah mir das Kloster an, die Fachwerkhäuser und entdeckte schließlich ein paar Buchhandlungen, solche, wie ich sie gerne aufsuche, schon aus Prinzip, wenn ich mal außerhalb von London bin. Selten finde ich etwas Wertvolles, aber ich versäume es nie, ein, zwei Bücher zu kaufen, als Ausdruck meiner Empathie. Von allen erwähnten Formen vorzeitiger Grablegung ist der Buchhandel in der Provinz die erbärmlichste. Die Buchhändler sitzen hinter ihren Holztischen und tun, als würden sie lesen – obwohl sie ihren gesamten Bestand in- und auswendig kennen –, und tragen ihre seltenen Verkäufe mit einem stumpfen Bleistift in ein Hauptbuch ein. Wie leicht könnte ich so dasitzen, denke ich jedes Mal, hätten meine Vorfahren nicht kluge Weitsicht bewiesen und entschieden, dass unser Schicksal in Marylebone liegt, Londons Stadt in der Stadt. *Felix Quinn: Antiquarische Buchhandlung* – in der dezenten Anmaßung unseres Namens schwingt, wie ich meine, das Selbstbewusstsein einer Familie mit, die sich niemals vorstellen konnte, nicht in fußläufiger Reichweite zu haben, worauf Leib und Seele angewiesen sind: Kunstgalerien, Konzertsäle, gute Restaurants, Wein- und Käsehändler, Krankenhäuser und Bordelle.

Andere müssen reisen, um solche Bedürfnisse zu befriedigen, wir brauchen nur die Hand auszustrecken.

Ja, es war sogar einer der wiederkehrenden anrühigen Scherze meines Vaters, das Glück seines Alters bestehe einzig darin, dass er nur die Hand auszustrecken brauche, um einer Frau unter den Rock zu greifen. Wohlgermerkt, nicht dem meiner Mutter.

Nachdem ich die Regale der Buchhandlungen abgesucht und tröstende, um nicht zu sagen herablassende Worte an die glücklosen Besitzer gerichtet hatte, brauchte ich erst mal ein Mittagessen. Es war nach drei Uhr, als ich vor der Shrewsbury Station dem Taxi entstieg. Alle Züge hatten Verspätung. Verärgert stapfte ich bis ans Ende des Bahnsteigs auf der Suche nach einer Sitzgelegenheit in der Sonne und überlegte, ob ich mich mit den Leuten anlegen sollte, die Plätze mit ihren Gepäckstü-



cken okkupierten. Rucksackträger sind immer die Schlimmsten. Wanderer! Masochisten, die meinen, sie hätten einen gesunden Geist. Schließlich wurde ein Sitz frei, und ich schnappte ihn mir. Als ich mich umschaute, sah ich, dass ich neben Marius saß.

Er trug noch immer die Kleidung von der Beerdigung. Ich meinte sogar, Lehmspuren vom Friedhof an seinen Schuhen zu erkennen, selbst an seinem Jackett. Aber das war vermutlich Einbildung. Ich schielte ein paar Mal zu ihm hinüber und hoffte auf ein angedeutetes Lächeln, die Aufforderung zu einem Gespräch. Ich war neugierig, warum er auf der Beerdigung gewesen und welcher Art seine Beziehung zu dem armen Jim Hanley und seiner Witwe war. Wenn wir mit demselben Zug nach London fahren, würde er mir vielleicht von seiner Neigung erzählen, minderjährige Mädchen aufzugabeln und dann fallen zu lassen. Mir den Reiz des Sadismus erläutern.

»Ein wunderschöner Nachmittag«, sagte ich schließlich in der Einsicht, dass ich ewig warten konnte, bis er den Anfang machte.

Er beehrte mich mit einem knappen Blick, so wie ein wildes Tier einen Menschen ansieht, vor dem es keine Angst hat, den es aber auch nicht fressen will. Es war offensichtlich, dass er mich sonst wohin wünschte, und ebenso offensichtlich, dass er mich nicht von der Trauerfeier wiedererkannte.

Ich warf den Kopf in den Nacken und blinzelte in die Sonne, um es Marius leicht zu machen, mir nicht zu antworten, wenn er nicht wollte. Soll mir keiner nachsagen, ich sei kein entgegenkommender Mensch.

Er wollte nicht unhöflich sein und sah auf die Uhr.

»Ach ja, die Zeit, mein Herr«, sagte er.

Ich wusste nicht, was er meinte. War es eine Frage? Überlegte er, ob seine Uhr nachging? »Was ist mit der Zeit?«, fragte ich.

»Sie ist der Grund, warum man lieber woanders wäre. Hat nix mit'm Wetter zu tun.« Wieder sah er auf die Uhr. »Man wittert die Ferne. Vier Uhr hat diese Wirkung.«

Der leichte Akzent erstaunte mich. Ich meine den Akzent unter dem aufgesetzten Cockney oder was er sonst imitieren wollte. Nicht reiner West Midlands, aber so ungefähr. Ich hätte nicht gedacht, dass er einen Akzent hat. Das enttäuschte mich. Ich hätte ihn mir unverdorbenen gewünscht. Wie gesagt, ich betrachtete ihn aus pornografischer Sicht, und die Pornografie ist ein heikles Medium. Sie gestattet kein fremdes Beiwerk und keinen Blödsinn, sondern nur den klaren, kühlen, dunklen Strich sexueller Gewalt und die nachfolgende Stille.

»Und nach welchem fernen Ort riecht vier Uhr für Sie?«, fragte ich.

»Ach!«, sagte er, als zielte diese Frage auf den Grund seiner Seele. Er trommelte mit den Fingern auf den Aktenkoffer, der auf seinem Schoß lag, und machte ein Gesicht, als schweifete seine Fantasie durch wirkliche und unwirkliche Welten. Ich wartete und rechnete mit Namen wie Petra oder Heraclea, den Galapagosinseln oder Troja. Pedanten erkenne ich auf den ersten Blick. Überempfindliche kleine Tyrannen neigen zur Pedanterie. Sie lesen die Klassiker, um ihren Weltekel zu lindern.

»Thanatos«, brachte er schließlich hervor und bewies damit, dass ich recht hatte. Er war ein Tyrann.

Ich verzog das Gesicht. »Thanatos?«

»Wo das liegt, fragen Sie sich? Es ist das griechische Wort für Tod, Kumpel.«

Ich musste meine ganze Contenance aufbieten, um ihn nicht zu bitten, mich nicht wie eins seiner Schulmädchen zu behandeln. »Ich weiß, was Thanatos heißt«, sagte ich. »Es erstaunt mich nur, dass Sie den Tod als Ort bezeichnen.«

»Was würden Sie denn sagen?«

»Er ist das Ende aller Orte.«

Er fuhr sich mit der Hand über den Mund, als müsste er sich zwingen, mich nicht auszulachen oder mit den Zähnen zu zerfleischen. Jetzt verstand ich, wie sich die Mädchen gefühlt haben mussten. Es war aufregend, in seiner Nähe zu sein, irgendwie

gefährlich, als wäre der Tod, von dem er sprach, eine Größe, über die er Macht besaß. Ich hatte das Gefühl, am Bahnhof von Shrewsbury neben einem Vampir zu sitzen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn ich mir den Hals bedeckt hätte.

»Dann würden Sie wohl ebenso prosaisch behaupten«, sagte er mit unverhohlenem Spott, »dass der Tod auch keine Person ist. Aber da sind die Griechen anderer Meinung. Sie haben ihn zu einem schönen Jüngling gemacht, mit einem Schmetterling in der Hand. Und immer da, wo man sich um vier Uhr gerade befindet, hört man die Flügel des Schmetterlings zum letzten Mal schlagen. Das ist – da Sie das Thema nun schon mal angeschnitten haben – der Grund, warum einem das Herz wehtut, warum jedem auf diesem Planeten vor Mitleid mit dem dahinscheidenden Tag das Herz wehtut, wenn er in den Armen des Verlangens versinkt. Comprenez?«

Ich sagte ihm nicht, dass ich die Geschichte mit dem blöden Schmetterling in- und auswendig kannte, schönen Dank auch, dazu war ich viel zu sehr ergriffen von seiner Diktion. »Ihr Weltbild scheint das eines unverbesserlichen Romantikers zu sein«, entgegnete ich, um zu zeigen, dass ich selbst auch einen gewissen Stil pflegte. Doch da hatte er sich längst von der Bank erhoben. Es war kein Zug in Sicht, aber er wollte sicherstellen, dass er, wenn es so weit war, ihn nicht in meiner Gesellschaft bestieg.

★

Man mag es kaum glauben, aber Marius fuhr nach London, um mit einigen Leuten ein paar Dinge zu klären, und einer derjenigen, mit denen er etwas zu klären hatte, war ich. Nicht mit mir persönlich, sondern als Geschäftsinhaber.

Bedenkt man, dass sein Auftrag mit dem Tod im Zusammenhang stand, der uns bereits verband, war das schon weniger zufällig. Ich meine nicht sein Thanatos-Gefasel, ich meine den Todesfall, der mich nach Shropshire geführt hatte. Der Professor,

so schien es, war schon einige Zeit krank gewesen und hatte im Verlauf dieser Krankheit zunehmend an geistiger Umnachtung gelitten. Er war der festen Überzeugung, jemand habe die kostbarsten Bücher aus seiner Bibliothek gestohlen. Er hatte ein Tagebuch geführt, das alle nötigen Informationen enthielt, um die Diebe, die nachts aus London angereist waren und alle Bücher, derer sie habhaft werden konnten, in einen Umzugswagen geschafft hatten, zu entlarven. Sie hatten ihn nicht gefesselt oder ihm etwas zuleide getan, aber ihn unter Drohungen davor gewarnt, ja nichts zu unternehmen, das ihre Flucht gefährden würde. Zum Glück hatte er immerhin die Geistesgegenwart besessen, den Namen des Mannes zu notieren, der den Wagen fuhr. »Felix Quinn: Antiquarische Buchhandlung.« Die Tatsache, dass der Eintrag in seinem Tagebuch auf einen Termin hinwies, den er persönlich mit Felix Quinn vereinbart hatte, und der nachfolgende Eintrag das Treffen als »in einer Hinsicht sehr zufriedenstellend« beschrieb, legte eine andere Deutung dieser Geschichte nahe. Doch diejenigen, die sich um ihn sorgten – im Nachhinein – und möglicherweise um ihr Erbe fürchteten, hielten es für das Beste, die Sache aufzuklären; ein bisschen zu früh, so kurz nach der Beerdigung, aber darüber wollte ich mir kein Urteil erlauben. Menschen vom Lande sind nun mal argwöhnischer als wir gemeinen Stadtbewohner.

Was nun diejenigen betraf, die sich um ihn sorgten, so waren das seine Frau, die einst mit einem sehr viel jüngeren Mann davongelaufen war – einem Lieblingsstudenten des Professors –, und ebendieser jüngere Mann, der niemand anderes war als Marius.

Nichts von alledem war, wie gesagt, ein Zufall, außer dass einer meiner Angestellten, Andrew – der mit Marius verhandelte, als dieser am Montagmorgen im Geschäft erschien –, ihn noch aus dem Studium kannte. Ich war gerade nicht da, als Andrew und Marius ihre Bekanntschaft erneuerten, aber man erzählte mir, das sei so freundschaftlich verlaufen wie eine Begegnung

mit Marius nur sein konnte. Zerknirscht, aber überzeugt, dass man dem alten Herrn seine George Macdonalds und Christina Rossettis nicht abgeluchst hatte, zog Marius wieder ab. Danach ging Andrew – ein kurzatmiger Bücherwurm mit einem Pferdeschwanz, den endlich abzuschneiden ich ihm jedes Mal nahelegte, wenn er wieder so lang geworden war, dass ich um die Sicherheit meines Angestellten fürchtete, sobald er die Bibliotheksleiter betrat – in einem kürzlich eröffneten neuseeländischen Restaurant in der High Street mit mir essen und fand sich bereit, mir alles zu erzählen, was er über Marius wusste.

Marius war mit ihr, der Frau des Professors, durchgebrannt, das war noch das Pikanteste. Zwar sagt man durchgebrannt, man meint aber eigentlich nur, dass Paare anderswo eine gemeinsame Wohnung beziehen. Bei diesem Paar jedoch konnte man tatsächlich von Durchbrennen sprechen; er war zwanzig, sie fünfzig. Und die Geschichte, die ich durch eigene Nachforschungen noch mit der Farbe versehen habe, an der es Andrews notwendigerweise knapper Zusammenfassung mangelte, ging so:

Sie war die Frau eines emeritierten Professors, der halbtags arbeitete, und das nur auf halber Geistesflamme, und der sich Marius' in dessen zweitem Studienjahr annahm, weil er in dem jungen Mann ein frühreifes und möglicherweise unglückseliges Genie sah und weil er sich in ihm wiedererkannte. Bevor er sich in ein Leben akademischer Randständigkeit fügte und das, was von seiner Intelligenz übrig geblieben war, vor leeren Auditorien versprühte – leer bis auf Marius –, hatte sich der Professor Hoffnung gemacht, einst als scharfsinniger Essayist, Mythenschöpfer und Epigrammatiker in die Geschichte einzugehen. Jetzt, hinkend und schwerhörig, malte er sich die gleiche Zukunft für Marius aus, der häufiger Gast in seinem Haus wurde, wo er Elspeth kennenlernte, die alt genug war, um seine Mutter, aber nicht alt genug, um seine Großmutter zu sein. Sie war sehr schön, mit silberweißem Haar, in dem scheinbar alterslosen Stil englischer Mittelklassefrauen, die das Altaussehen hinter sich

bringen, während sie noch jung sind. Mit fünfzehn sah sie aus wie hundert, die folgenden dreißig Jahre über sah sie aus wie fünfzehn. Jetzt schwebte sie, am Äquinoktialpunkt, zwischen Zuversicht und Verzweiflung, ihr Tag noch nicht vorbei, das Triebwerk ihres Abends eben erst angelaufen – und Marius, Vorsicht hin, Anstand her, war, wie ich später erfahren sollte, keineswegs immun gegen das Äquinoktium.

Er sprach freimütig mit ihr – gemessen an seiner Verschlossenheit – und in Hörweite des Professors über seine Liebe zu ihr. Seine Sprache stelle ich mir dabei irgendwo zwischen Gatsby und Schopenhauer vor, nach den Träumen greifend, immer wacker voran, wie Boote gegen den Strom, der garantierten Unzufriedenheit, dem garantierten Unglück entgegen.

»Was verstehen Sie schon von Liebe oder Liebeskummer?«, forderte sie ihn heraus, die Stimme wie Glocken in einem christlichen Dorf am Morgen einer Krönungsfeier.

Sie saßen im Garten und tranken Pimm's. Es war einer jener milden englischen Sommertage, an denen man meint, die Ewigkeit zu spüren.

»In Ihrem Alter ist Liebe nur ein Wort«, sagte der Professor. »Ihr Elend können Sie noch gar nicht ergründet haben.«

Wenn der Professor redete, hörte es sich an, als raschelte trockenes Papier in den Bäumen.

»Im Gegenteil«, widersprach Marius. »Ich habe nur ihr Elend ergründet. Ich gebe zu, einem verliebten Mann haftet immer eine gewisse Erbärmlichkeit an, wie Wittgenstein es nennt, ganz egal, ob die Liebe ihn glücklich oder unglücklich macht. Aber, so Wittgenstein weiter, es ist schwerer, gut unglücklich verliebt zu sein, als gut glücklich verliebt.«

Jetzt sangen die Bäume das Lied von der Ewigkeit.

Der Professor und seine Frau tauschten Blicke. Siehst du?, sprach es aus den Augen des alten Mannes. Was habe ich dir gesagt? Ist er nicht brilliant?

Elspeth nickte. Ja, jetzt sah sie es auch.

Sie brannten durch, Marius und Elspeth. Gut möglich, dass sie die Letzten ihrer Gattung waren, die sich zu diesem Schritt entschlossen. Durchbrennen ist eigentlich ein Akt verzweifelter Verliebter in rigiden Gesellschaften. Heutzutage verkündet man einfach, dass man geht, und lässt den anderen sitzen. Den beiden hätte sich doch niemand in den Weg gestellt, weder der Professor, dessen Leben ohnehin so viele Enttäuschungen bereithielt, dass sich der Verlust seiner Frau – der auch als der Gewinn eines Sohnes angesehen werden konnte – kaum auf seine Schwermut auswirkte, noch Marius' Vater, der auf seinen Sohn herabsah und keinen weiteren Beweis dafür brauchte, dass er ein Narr war. Marius' Mutter, was zu erwähnen mir mit Rücksicht auf die menschliche Psychologie peinlich ist, war selbst ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes durchgebrannt, richtig durchgebrannt, verfolgt von einem bewaffneten Ehemann. Marius und Elspeth wurden von niemandem verfolgt, sie brannten durch, weil sie durchbrennen wollten.

Marius wartete in einem geliehenen Wagen vor ihrem Cottage in Quatford. Er war zwanzig, und sie war ... aber es ist egal, wie alt sie in Wirklichkeit war, gefühlsmäßig war auch sie zwanzig. Es war vier Uhr nachmittags, die Stunde, in der ihr Mann, der Professor, entweder seine Vorlesungen oder sein Mittagsschläfchen hielt oder, wie Elspeth witzelte, ihre Stimme mädchenhaft jung, beides auf einmal. Lieber wäre sie nachts entführt worden, nur der Mond ihr Zeuge, aber so lange konnte Marius den Wagen nicht ausborgen.

Marius wollte sie küssen, als sie nur mit einer Reisetasche und einem Tuch um die Schultern erschien, doch Elspeth drängte zur Eile.

»Fahr«, sagte sie. »Fahr einfach.«

Er erkundigte sich nach dem übrigen Gepäck.

»Fahr einfach«, wies sie ihn an.

Niemand folgte ihnen, doch Marius tat wie ihm geheißen, er fuhr einfach.

Gelegentlich beugte sich Elspeth zur Seite und sah in den Rückspiegel, um sicherzugehen, dass sie nicht verfolgt wurden. An Ampeln wurde sie unruhig, und wenn jemand ihr Auto überholte, tat sie erschrocken. Aber es gab keinen Grund. Kein Alarm war ausgelöst worden, niemand hatte sich an ihre Fersen geheftet. Nachdem der Professor festgestellt hatte, dass seine Bibliothek noch vollständig war und sie mit keinem seiner Vortragsmanuskripte abgehauen waren, seufzte er und überließ die Geflohenen ihrem Schicksal. Das verzieh Elspeth ihm nie.

Sie hatten sich vorher nicht darüber verständigt, wohin die Reise gehen sollte. Elspeth wollte, dass es ein Geheimnis blieb. Marius nahm an, dass er sie auf seine Studentenbude in Sutton Coldfield bringen sollte, auch wenn er sich dort das Bad mit vier Kommilitonen teilte. Elspeth dagegen hoffte auf eine Art Übergangszeit an einem Ort, wo keiner von beiden zu Hause war. Als Marius ihr erklärte, er müsse den Wagen vor Einbruch der Dunkelheit zurückbringen, sagte sie, in dem Fall müsse er sie ebenfalls vor Einbruch der Dunkelheit zurückbringen.

»Wenn du deinem Professor und Gönner die Frau ausspannen kannst«, sagte sie, »kannst du einem Freund doch wohl auch das Auto klauen.«

In diesem Moment wurde Marius klar, auf was für ein dubioses Abenteuer er sich eingelassen hatte. Fortan verstand er sich als Immoralist.

Er fuhr ziellos umher, bis Elspeth ein Ortsschild nach Stratford Upon Avon entdeckte. »Bring mich dahin«, sagte sie.

Marius blickte auf die Benzinuhr, bis Stratford würde es gerade noch reichen.

Elspeth liebte Shakespeare, und seinetwegen liebte sie Stratford Upon Avon. Statt in der Bed-and-Breakfast-Unterkunft, die Marius für sie gefunden hatte, gleich auf ihr Zimmer zu gehen, führte sie ihn zum Royal Shakespeare Theatre, wo, wie es der Zufall wollte, gerade *Antonius und Kleopatra* gegeben wurde.



»Weißt du, was?«, flüsterte sie ihm, kurz bevor das Saallicht erlosch, ins Ohr. »Vor genau fünfundzwanzig Jahren habe ich hier an diesem Haus Peggy Ashcroft als Kleopatra und Michael Redgrave als Antonius gesehen.«

»Das war vor meiner Zeit«, antwortete Marius flüsternd.

Sie hielt sich an seinem Arm fest. »Keiner hätte gedacht, dass Peggy Ashcroft das Zeug zu einer Kleopatra hatte, aber sie war großartig.«

Mochte das alles auch vor seiner Zeit gewesen sein, dass Kenneth Tynan sich giftig über diese berühmte außergewöhnliche Besetzung geäußert hatte, war Marius bekannt. Durch seinen Essay, in dem er Tynan und George Bernard Shaw als Kritiker des englischen Theaters verglich, war Elspeths Mann ursprünglich auf ihn aufmerksam geworden. Der Professor war kein Freund des Theaters, wie auch Marius keiner war, und sie teilten eine Vorliebe für solche Momente in der Geschichte der Theaterkritik, in denen selbst große Kritiker nicht gut auf das Theater zu sprechen waren. Marius erinnerte sich an Tynans witzige Bemerkung, die einzige Rolle in *Antonius und Kleopatra*, zu der englische Schauspielerinnen das Zeug hätten, sei die der Octavia, Cäsars blasser Schwester. Etwas sadistisch, unter den gegebenen Umständen, zitierte er diese Worte vor Elspeth, ebenso Tynans bewusst ordinär formuliertes nachfolgendes Gespött: »Die großen Schlampen des Welttheaters haben unseren Mädchen schon immer zu schaffen gemacht.«

Unterstellen wir Marius ruhig die ärgsten Motive. Nicht nur brauchte er nach seiner armseligen Vorstellung beim Akt des Durchbrennens eine Selbstbestätigung, es musste auch etwas in seinem Wesen angesprochen haben – anzunehmen sind seine Gehässigkeit und sein Sadismus –, das Wort Schlampe in Gegenwart der Frau seines Professors auszusprechen, einer Frau, die alt genug war, ihn deswegen zu rügen, und die soeben seinetwegen die wohlstandige Sicherheit ihres früheren Lebens aufgegeben hatte.

Elsbeth dagegen fand, dass Peggy Ashcroft durchaus genügend Schlampenhaftigkeit in sich entdeckt habe, um die Rolle der Kleopatra zu spielen. Innerlich zuckte sie vor der Brutalität des Wortes zusammen und hielt es im shakespeareischen Sinn nicht für angemessen. Aber sie stritt eher verträumt und ohne Überzeugung für ihre Sache, als reizte sie an diesem weihevollen Ort vielmehr die Frage, ob sie selbst genügend Schlampenhaftigkeit in sich zu entdecken fähig sei, um – diesmal mit Überzeugung – die Rolle von Marius' Mätresse zu spielen.

★

Eine Geschichte, die – ganz gleich, was man sonst von ihr halten mag – erklärt, warum Marius mich von dem Moment an, als ich ihn zum ersten Mal erblickte, in Aufregung versetzte. Nicht jedem Zwanzigjährigen ist es gegeben, eine Frau, die zweieinhalbmal so alt ist wie er, ihrem Mann abspenstig zu machen und mit ihr eine gemeinsame Wohnung zu beziehen. Marius war ein Grenzüberschreiter, einer, der Anstand nur mit Respektlosigkeit begegnete. Für solche Leute habe ich einen Riecher, auch wenn – oder sollte ich vielleicht eher sagen: gerade weil – er mir mit der gleichen Respektlosigkeit begegnete.

Dass ich einen Riecher für solche Leute habe, ist nur eine verharmlosende Umschreibung eines Instinkts, zu dem ich mich mutig bekennen sollte. Manche Männer, und Marius gehörte dazu, haben mir schon immer Angst gemacht, aus dem einen Grund, weil sie eine Eigenschaft zu besitzen scheinen, die ich nicht habe: die Fähigkeit, eine Frau, wider jede Vernunft und jedes Gewissen, dazu zu überreden, sich ungezügelter Lust hinzugeben. Das meinte ich damit, als ich sagte, ich betrachtete Marius aus pornografischer Sicht. Ganz abgesehen davon, wie er wirklich war, spielte er eine archetypische Rolle in dem aus Bücherwissen gespeisten Theater des Aufruhrs und des Melodramas, das meine sexuelle Fantasie ausmachte. Er lauerte in

dunklen Kinosälen, für alle unsichtbar, außer der Frau, die er dir wegnehmen und in der Finsternis unbemerkt küssen würde, während du neben ihr saßest und ihre Hand hieltst. Er war der ewige Lebemann oder Lüstling, der jedem, der kein Lebemann oder Lüstling war, Angst um die eigene Potenz einflößte. Egal, ob man gerne selbst eine Frau dazu verführt hätte, sich wider jede Vernunft der ungezügelten Lust hinzugeben – das Wissen, dass man selbst dazu nicht fähig war, er dagegen wohl, lag zusammengerollt wie eine Giftschlange in dem hohen Gras der Selbsteinschätzung. Und das längst bevor man sich der heiklen Frage stellte, was geschehen würde, wenn man – quasi Kopf an Kopf – dieselbe Frau umwarb.

War das freudianisch? Sah ich meinen Vater in ihm, der mit mir um meine Mutter buhlte? Ich würde nicht dagegenhalten. Meinen Vater erkenne ich in den meisten Männern wieder, und zweifellos meine Mutter in den meisten Frauen. Sie war ständig in Sorge, er war ein Schwein – wie das bei Archetypen so ist, mit diesen beiden konnte man im Leben nicht allzu schief liegen.

Das Rätsel, warum Marius mich so beschäftigte, wäre damit jedenfalls gelöst. Er war einer von *denen*. Er hatte das, was Sacher-Masoch in jenem mit schwarzem Samt behangenen, Schauder auslösenden Griechen sah – die Macht zu »unterwerfen«. Nicht, weil ich selbst eines der beiden minderjährigen Mädchen begehrt hätte, war es mir zuwider, wie er auf dem feuchtkalten Gräberfeld von Wooton-Under-Wasweißich mit ihnen spielte, noch weil ich ihn um die Professorenwitwe beneidete, litt ich mit ihr, als er sie mit seiner Distanziertheit quälte. Letzteres war ohnehin nur Teil ihres durch den Altersunterschied bedingten Rituals aus Grausamkeit und Sichabfinden. Nein, was mir wirklich naheging, war, dass er nur deswegen so handelte, weil er es sich leisten konnte. Sie genießen Vorrechte, diese sich nichts vergebenden Lüstlinge mit den traurigen Gesichtern. Jedenfalls in meinen Ängsten. Was vielleicht nur besagt, dass ich derjenige bin, der ihnen Vorrechte einräumt.

Erst unterstelle ich ihnen nahezu unmögliche Kräfte. Dann gebe ich sie frei. Frei wozu?

Frei, um das zu tun, was sich die rasende Fantasie eines Perversen von ihnen erwünscht. Frei, um Schaden anzurichten. Frei, um sich das zu nehmen, was dir gehört. Frei, um dir deine Frau abzulisten. Frei, um eine Schlampe aus ihr zu machen. Frei, um aus dir ein Nichts zu machen.

Man könnte gewiss noch viel zu diesem Thema sagen, aber damit endete mein Interesse an Marius. Er war eine Figur in einer obszönen Fiktion, die ich nach dem Muster sämtlicher obszönen Romane, die ich je gelesen hatte, entworfen hatte – und welcher Roman ist nicht obszön, aber das nur, wenn ich sein Bild vor Augen hatte. Sobald er aus meinem Blickfeld verschwand, blieb der Roman ungeschrieben. Und er wäre auch weiterhin ungeschrieben geblieben, wenn Marius nicht fünf oder sechs Jahre später – in der Zeit, in der ich Marisa völlig verfallen war – gänzlich unerwartet, aber doch passenderweise, mit einem Herzenswunsch wieder aufgetaucht wäre, wenn auch nicht gerade dort, wohin Herzenswünsche normale Menschen normalerweise führen, sondern bei *Felix Quinn: Antiquarische Buchhandlung*. Marius war eben genauso wenig normal wie ich.

Er bat uns, einige Bücher wiederzubeschaffen, die ihm persönlich viel bedeuteten und die wir vor einigen Jahren weiterverkauft hatten. So ungefähr. Nicht etwa jene Bücher, die uns an seinem Totenbett abgeschwatzt zu haben der Professor vorgeworfen hatte, sondern andere, die sich im Besitz der Witwe des Professors befunden hatten und die mitzunehmen, als sie mit ihrem Lover durchbrannte, sie keine Zeit gefunden hatte. Den Termin hatte er nicht mit mir gemacht, ja, es gab für ihn überhaupt keinen Grund, mich irgendwie mit der Buchhandlung in Verbindung zu bringen, doch Andrew, der um mein Interesse wusste – der alles im Gedächtnis behielt, sich an jedes Buch erinnerte, nach dem je gefragt worden war; jedes Buch, das

wir je verkauft hatten; jedes Buch, das je geschrieben worden war –, teilte mir mit, dass Marius vorbeikommen wolle. Ich war in meinem Büro, als Marius den Laden betrat, und obwohl eine schwere Glasscheibe uns trennte und er sich sehr verändert hatte, erkannte ich ihn auf Anhieb. Er hielt sich anders, seine Körpergröße wirkte weniger herrisch, eher als ein Vorwand für Absonderung. Er hatte sich einen Schnurrbart stehen lassen, see-löwenhafte Auswüchse, die er wie ein schwedischer Abenteurer trug, als wollte er sich damit das Äußere eines Menschen geben, der etwas zu verbergen hatte. In meinen Augen glich er nur noch mehr einem kleiderzerfetzenden Sadisten. Aus der Häufigkeit, mit der Andrew sich zu ihm vorbeugte, manchmal sogar so weit ging, seinen Pferdeschwanz zurückzustreichen und die Hand an die Ohrmuschel zu legen, schloss ich, dass Marius außerdem angefangen hatte zu nuscheln.

Er sah mich nicht, und wenn doch, hätte er sich nicht an mich erinnert. Ich war seiner Wahrnehmung nicht würdig, in keiner Hinsicht.

Obwohl er uns seinen Auftrag bereits schriftlich zugesandt hatte, galt es, ein Prozedere einzuhalten, bevor wir mit der Suche nach dem Gewünschten beginnen konnten. *Felix Quinn: Antiquarische Buchhandlung* drängt seine Kunden nicht, und wir werden auch nicht gerne von unseren Kunden gedrängt. Man kommt in die Buchhandlung, man sagt, was man will, man geht, und irgendwann bekommt man ein Päckchen von uns, oder man bekommt keins. Selbst wenn die gesuchten Bücher für alle sichtbar im Regal stehen, füllen wir einen Bestellschein aus und leiten eine offizielle Suche ein. Im Zeitalter von Amazon wissen unsere Kunden diese Tugenden zu schätzen. Marius hinterließ seine Adresse. Aus purer Neugier – eine andere Interpretation würde sagen, aus selbstmörderischer Neugier – prüfte ich nach, wo er jetzt wohnte. Ganz sicher nicht mehr im feuchten Shropshire. Und auch damit hatte ich recht. Auf dem Land war kein Platz für so eine Blume des Bösen wie Marius. Allerdings hatte ich auch

nicht damit gerechnet, dass er praktisch nach nebenan gezogen war, in das Umfeld meiner Ehe.

Im ersten Moment wurde mir ganz still ums Herz. Frieden? Der Frieden, den einem die Götter am Vorabend der sicheren Vernichtung schicken? Nur um mich zu beruhigen, dass ich noch nicht vernichtet war, trat ich auf die Straße hinaus und schaute in die Gesichter der Menschen, die ihren Geschäften nachgingen. Ausdruckslos, die meisten. Ohne solche Geheimnisse, wie ich sie in mir trug. Aber vielleicht dachten sie das Gleiche über mich. Man weiß nie, was einem anderen still ums Herz weht.

Nach Ansicht der Elisabethaner ist das Schicksal eine Hure. Das ist mit Vorsicht zu genießen. Die Elisabethaner sahen in allem und jedem eine Hure. Sie begeisterten sich an dem heiseren, verworfenen Klang des Wortes und waren berauscht von der Entzauberung der Frauen – der Entzauberung des Sexuellen im Allgemeinen –, die in der Bedeutung des Wortes liegt. Rasend und wie von Hurerei besessen, trieben sie Unzucht, fingen sich Syphilis ein, vermuteten hinter jedem Lächeln eine versteckte Lüge und hielten keine Frau für unschuldig. Für mich dagegen, der ich keineswegs weniger zügellos bin, doch die Falschheit der Frauen als etwas anderes betrachte – sagen wir mal, als Chance und nicht als Fluch, und sicher mit mehr Verständnis –, ist das Schicksal eher ein Zuhälter als eine Hure. Wie ließe sich sonst erklären, dass Marius, dem die ganze Welt offen stand, ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als ich seines besonderen Talents dringend bedurfte, darauf verfiel, sich in meiner unmittelbaren Nachbarschaft niederzulassen, sodass sich unsere Wege, das gemeinsame Interesse an antiquarischen Büchern einmal beiseitegelassen, irgendwann unweigerlich kreuzten und ich ihn mir irgendwann unweigerlich ins Haus holen musste.

Er wohnte, wie ich herausfand, über einem Knopfgeschäft, in einer kleinen Seitenstraße mit romantischen Restaurants und schicken Boutiquen inmitten des Trubels, als wollte er sich jeden Tag vorführen lassen, was er versäumte. Auf der einen Seite ein Gardinengeschäft, auf der anderen eins für Fleckentferner. Nach links gelangte er in die Wigmore Street, nach rechts in die Harley Street. Nichts, kein Bedürfnis, was sich nicht unmittelbar und jederzeit befriedigen ließ – Kunst, Musik, Käse, Schuhe, Würstchen, Spezialisten für Wirbelsäule, Gehirn, Herz-Kreislauf, neue Bücher, antiquarische Bücher, gelangweilte Frauen pensionierter Professoren –, nur meinte er, nichts von alledem noch zu brauchen. Außer vielleicht den Fleckentferner.

Sexuell war er, auf seine Art, genauso gestört wie ich, mit dem Unterschied, dass er morgens nicht mehr aus dem Bett kam, um sich daran zu erfreuen. Nicht aus Faulheit, sondern Apathie. Er hatte etwas Schreckliches getan und wollte mit der Welt, in der er es getan hatte, nichts mehr zu schaffen haben.

Er wachte früh auf, oft noch vor Tagesanbruch, mit einem galligen, sich windenden Wurm in den Eingeweiden. Manchmal fragte er sich, ob nicht vielleicht die Eingeweide selbst der Wurm waren. Er überlegte, ob er sich an den Schreibtisch setzen und etwas schreiben sollte, etwas Episches, Epigrammatisches, doch immer streckte er automatisch die Hand nach der Nachttischlampe aus und las in deren Lichtschein weiter, was ihn bereits in der zurückliegenden Nacht beschäftigt hatte, bis er, weder willens noch unwillens, in den Schlaf gegliitten war. Gewöhnlich las er moderne ausländische Literatur in Über-

setzungen – er vertrug nur die in plattem Englisch wiedergegebene kühle Erotik der Tschechen und Italiener, wie kalten schwachen Tee.

Das ist der Prosastil, übrigens, dessen ich mich eigentlich bedienen müsste, wenn ich Marius beschreibe, um ihn so als den herzlosen englischen Libertin darzustellen, an dem die Franzosen so gerne ihre Fantasie auslassen, wie Sir Stephen etwa, einer Figur aus der *Geschichte der O*, dem O einen Willen aus »Eis und Eisen« attestiert. Doch ist das eine Falschheit der Pornografie, die ich nicht leiden kann: die schlichte Ausdrucksweise. Meine Angst vor Marius – meine Gier nach Marius – lief förmlich über vor Worten.

Aus Angst vor der eigenen Courage jedoch war Marius nur wenig produktiv. Auf seinem Schreibtisch lag ein Notizbuch, das er als Student vor beinahe zwanzig Jahren erworben hatte, in der Absicht, darin eine englische Version von Baudelaires spleenigen Streifzügen durch das nächtliche Paris niederzuschreiben. Den Titel hatte er bereits: *Vier Uhr*. Die Stunde, die Marius erregte. Mitternacht? Ach was. Mitternacht war das Klischee. Wenn die vierundzwanzig Stunden des Tages nur die Schwankungen unserer Begierden markierten, dann war vier Uhr für Marius die Stunde, in der seine Feder aufs Äußerste gespannt war. Früher einmal hatte sie wie ein Lebenselixier auf ihn gewirkt. Er ging durch die Straßen und nahm das Oszillieren zwischen Tag und Abend als eine Veränderung der eigenen Körpertemperatur wahr. Er hörte, wie sein Blut heiß wurde. Jetzt schaute er nur aus dem Fenster über dem Knopfgeschäft. Vier Uhr in der Stadt – die Verkäufer, die auf ihre Armbanduhren sahen; die Kellner, die mit kellnertypischer aggressiver Geste ihre Zigarettenstummel auf die Straße schnippten und frische Tischdecken auslegten; Barkeeper, die Gläser polierten und in den Kelchen ihr Spiegelbild betrachteten; Männer und Frauen auf den Straßen, die ihre Schritte beschleunigten, mit den Gedanken woanders, auf dem Weg nach Hause, um sich umzuziehen, und unterwegs



nur stehen blieben, um Blumen zu kaufen, Schokolade, Wein oder Dessous – als wäre die ganze Stadt ein Liebhaber, der nur an die nächste Verabredung dachte, eine Verabredung, die, um den Zyklus aus Erwartung und Enttäuschung wieder neu in Gang zu setzen, unbefriedigend enden musste.

Sein Bett war schmal und unbequem, wie das eines Mönchs. In seinem früheren Leben war es ein drittklassiges Gästebett gewesen. Aber was brauchte er jetzt schon? Niemals hätte er zugegeben, dass es ein Büßerbett war. Es war schmal, weil nicht mehr Platz zur Verfügung stand. Die Unbequemlichkeit jedoch diente einem Zweck. Sein Bett nutzte er nur zum Lesen, nie hätte er eine Frau mitgebracht und dieses Bett mit ihr geteilt.

Mehr als die Währungsschwankungen im Wirtschaftsteil zu verfolgen – kein anderes Thema in den Zeitungen weckte sein Interesse, alles war vorhersehbar –, wusste er mit der Zeit, die ihm zur Verfügung stand, nichts anzufangen. Er hatte keine Arbeit, übte keine Funktion aus. An guten Tagen war das wenige Geld, das er mit dem Verkauf eines geerbten Hauses verdient hatte, ein klein wenig mehr wert. An schlechten Tagen sah er sich wieder zu der Entscheidung genötigt, ob er es in Dollar oder Yen anlegen sollte.

Ab und an, wenn der Geldmarkt sich gegen ihn wendete und er genug Willenskraft aufbringen konnte, aus dem Bett zu steigen, verkaufte er am Zaun des Hyde Park Kopien alter Meister, made in Taiwan. Der Bekannte eines Bekannten eines Bekannten wusste, wie man sich einen Platz ergatterte und wie man an die Bilder kam. Ein Pastiche von Michelangelo oder Gainsborough, in Minuten hingeschmiert, auf irgendeiner Insel vor der Küste Chinas, das kam Marius' Geschmack für das Abgeschmackte entgegen. Es machte den Tiefsinn zur Farce. Nichts hatte Bestand, nichts hatte Wert.

Ansonsten war er ohne Beschäftigung. Seinen Beruf – was auch immer, Lehrer, Kritiker, Privatdozent, Chronist der tag-



Howard Jacobson

**Liebesdienst**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74769-6

btb

Erscheinungstermin: Juni 2014

Ein gefährliches Spiel um Begierde, Eifersucht und Liebe

Obwohl Felix Quinn mit der Liebe seines Lebens verheiratet ist, hat er eine große Obsession: die Eifersucht. Eines Tages lernt er zufällig Marius kennen – und plötzlich ist Felix wie besessen von diesem Mann und plant sein eigenes Betrogenwerden, das Fremdgehen seiner Frau mit Marius. Anfangs malt er ihn sich nur als Hauptfigur in einer Fiktion voller Wollust aus – Marius' Hände auf dem Körper seiner eigenen Frau Marisa – doch dann wünscht er sich, dass die Fiktion Wirklichkeit wird.